

FRANK RYCHLIK

KOLOSSEUM

SPIELE UM MACHT UND LIEBE

HISTORISCHER ROMAN

Kapitel 1 bis 2 (Leseprobe)

- urheberrechtlich geschütztes Material -

Impressum

Herausgeber: Frank Rychlik c/o Plan-Soft Einrichtung GmbH,
Zwötzener Straße 75, 07551 Gera

Lektorat: Christiane Filius-Jehne, Lektoratundmehr

Korrektur: Kerstin Thieme

Covergestaltung: Buchcoverdesign.de / Chris Gilcher –

<https://buchcoverdesign.de>, Bildmaterial: Adobe Stock ID
94774321, Adobe Stock ID 163426919, Adobe Stock ID 517993987,
Adobe Stock ID 105206632, Adobe Stock ID 129046656, Adobe
Stock ID 195365048 und freepik.com

Geokarten: © Peter Palm, Berlin

Druck: booksfactory, PRINT GROUP Sp. z o.o., ul. Cukrowa 22,
71-004 Szczecin (Polen)

Paperpack ISBN 978-3-00-074274-3

www.kolosseum-historischer-roman.de

FÜR ANGELIKA

Erster Teil

(68 bis 69 n. Chr.)

Acht Jahre lang dauerte der Bau des Flavischen Amphitheaters, wie man das Kolosseum in der Antike nannte, ehe es im Jahr 80 n. Chr. zum ersten Mal für die Öffentlichkeit seine Pforten öffnete. Doch seine Geschichte begann nicht erst mit der Grundsteinlegung, sondern bereits vier Jahre früher, in jener Nacht, als Rom in seinen Fundamenten erbehte ...

1

Rom
8. Juni 68 n. Chr.

Niemals zuvor hatten Senatoren einen solchen Affront gewagt, ein so unglaublich skandalöses Sakrileg begangen wie an diesem Tag. Wie Diebe schlichen sie sich durch die einsamsten Gassen Roms, verkrochen sich heimlich in einem Tempel am Rande der Stadt und erklärten ihn, Nero, den Imperator, Cäsar und Pontifex maximus, zum Staatsfeind. Niemand durfte ihn mehr unterstützen, jedermann ihn ungestraft töten.

Eine knappe Stunde zuvor – Nero wollte sich beizeiten zur Nachtruhe begeben – hatte er die Nachricht von seinen Spionen erhalten. Seitdem war er in Trübsal verfallen. Im Nachthemd stützte er sich mit nackten Ellbogen auf der steinernen Balkonbrüstung ab, umfasste seine Wangen mit beiden Händen und starrte mit krummem Rücken und leerem Blick in den Palastgarten hinaus.

Er mochte so geraume Zeit verharret haben, als ihn ein Rascheln auf dem Fußboden aus seinen Gedanken riss. Der Papyrus mit dem gebrochenen Siegel des Senats wirbelte im Luftzug hoch. Das bedeutete, jemand hatte die Tür geöffnet. Soldatens-tiefel klackten auf dem Marmorboden. Sein Puls raste, das Blut schoss ihm heiß in den Kopf. Dass sie ihn schon jetzt holten, hatte er nicht erwartet. Er richtete sich auf und riskierte einen Blick über die Schulter hinweg, nur kurz, um seine Anspannung zu verbergen.

Der Prätorianerpräfekt Nymphidius Sabinus betrat das halbdunkle Gemach – er kam allein und unbewaffnet. Das war ein gutes Zeichen.

Nero nahm sich vor, den Senatsbeschluss nicht weiter zu beachten, atmete tief durch und sagte, sich betont beiläufig gebend:

»Im Garten brennen heute viele Fackeln, sehr viel mehr als sonst, Nymphidius.«

»Ja, mein Kaiser. Sei unbesorgt. Hier bist du sicher. Der Feuerschein ist so hell, dass er jeden daran hindern wird, sich in den Palast einzuschleichen. Außerdem habe ich die Wachen verstärkt.« Der Präfekt blieb einige Schritte hinter Nero stehen. Sein goldener Brustpanzer, auf dem der Widerschein der Flammen glänzte, und der leuchtende Helm mit den weißen Straußenfedern, den er mit seinem linken Arm festhielt, bildeten einen skurrilen Gegensatz zum Nachthemd des Kaisers.

Nero neigte den Kopf zur Seite und nickte über die Schulter hinweg. »Danke Nymphidius«, sagte er leise, beinahe demütig, wie ein Mann, dem man einen Gefallen erwiesen hat. »Nur diese eine Nacht noch, dann verlasse ich Rom. – Ist der Bote aus Ostia schon zurück?«

»Ja, mein Kaiser. Er ist soeben angekommen und bringt gute Nachricht: Eine Trireme liegt im Hafen von Ostia am Kai, bereit zum Ablegen nach Alexandria. Der Präfekt von Aegyptus erwartet dich. Hier ist sein Brief.«

Nero murmelte in sich hinein: »Mein treuer Freund Julius Alexander; er hält noch zu mir.« Dann wandte er sich um, das weiße, mit feinen Goldfäden bestickte Nachtgewand fest um sich schlingend, als fröstelte es ihn. Seine Haltung war gekrümmt, die Schultern hingen herab, und seine dünnen Waden, die aus dem Nachthemd herauschauten, wirkten zerbrechlich unter dem Gewicht der Leibesmasse. Er nahm die Schriftrolle entgegen, hielt sie im trüben Schein eines Kandelabers dicht vor sein aufgedunsenes Gesicht und las, ohne eine Miene zu verziehen.

»Es scheint, als gäbe es noch genug treue Männer.« Damit reichte er den Papyrus dem Präfekten zurück. »Bei Sonnenaufgang brechen wir auf.«

»Ja, mein Kaiser.«

Nero wandte sich wieder dem Garten zu. Sein Blick verlor sich in den wogenden Wipfeln der Säulenzypressen, an denen ein heftiger Wind rüttelte. »In den Tavernen wird man sich mor-

gen über mich die Mäuler zerreißen«, sagte er zynisch. »Nero, der Staatsfeind, ist geflohen. Welch eine Nachricht. Aber sie ahnen nicht, was sie bedeutet.«

»Nein, mein Kaiser. Deine Feinde freuen sich zu früh.«

»Ich werde hinter meiner Standarte die Legionen aus dem Osten versammeln, eine gewaltige Streitmacht. Die Verräter werden es bereuen.« Er ballte die Fäuste so fest, dass sie zitterten. »Wir werden sie alle töten. Nicht wahr, Nymphidius?«

»Ja, mein Kaiser.«

Nero fuhr abrupt herum. Er schaute dem Präfekten fest in die Augen. »Sie werden es nicht wagen, uns auf dem Weg nach Alexandria aufzuhalten. Oder?«

Die entschlossenen Züge in seinem Gesicht fielen auf einmal in sich zusammen. Er ärgerte sich über das letzte Wort, über dieses Eingeständnis des Selbstzweifels, das ihm über die Lippen gerutscht war. Noch vor wenigen Tagen hätte er Todesurteile verhängt. Doch jetzt war er ein anderer geworden, einer, den man abserviert hatte, der sich in den Servilianischen Gärten verkroch, im Süden Roms, nahe dem Stadttor an der Straße nach Ostia. Aber dennoch. Das ODER verzieh er sich nicht. Wenigstens Charakter musste er jetzt noch zeigen. Noch war nichts verloren.

»Nein, mein Kaiser. Sie werden es nicht wagen«, pflichtete ihm Nymphidius bei.

In Neros Augen blitzte eine Spur von Misstrauen auf. Die Antwort genügte ihm nicht. Er vermisste die Leidenschaft des Präfekten und fragte sich: Durfte er vom Befehlshaber der Leibgarde nicht erwarten, dass er beteuerte, notfalls für ihn sein Leben zu opfern? Gerade jetzt, da die Feinde offen den Tod seines Kaisers forderten?

»Die Prätorianer sind mir doch treu?« Seine eigenen Worte erschreckten ihn. Die nackte Angst hatte ihm die Frage in den Mund gelegt. So etwas fragte man nicht. Nein. Ein Kaiser musste das wissen, bei Strafe seines Untergangs.

»Natürlich seid ihr mir treu«, korrigierte er sich, noch ehe der Präfekt erwiderte.

Auf dem Weg zum Schlafgemach klopfte er Nymphidius auf die Schulter. »Ich weiß, ihr seid mir treu«, wiederholte er apathisch. »Ihr seid es nicht, die mich um den Schlaf bringen.«

Im Bett rieb er sich die blutunterlaufenen Augen und hoffte, endlich einmal durchzuschlafen. Gegen Mitternacht jedoch schrie er mit fuchtelnden Armen: »Geh fort, geh fort!« Schweißgebadet wälzte er sich im Laken hin und her, bis er kurz atmend aufwachte und begriff: Es war nur ein Traum, einer von diesen bösen, die ihn schon nächtelang peinigten. Seine erste Ehefrau Octavia war ihm aus dem Totenreich erschienen. Sie hatte ihn in eine stockfinstere Gruft geschleppt. Tausende geflügelte Ameisen waren ihm dort über den Leib gekrochen – ein schreckliches Traumzeichen.

Das Geräusch des Regens, der auf den Fenstersims tröpfelte, ließ ihn wieder ruhig atmen, seine Schultern sanken zurück ins Bett, und der Nackenkrampf löste sich. Schlaftrunken blinzelte er. Doch plötzlich richtete er sich auf.

An der friedlichen Wahrnehmung stimmte etwas nicht.

Und nach zwei Atemzügen kannte er den Grund seines Unbehagens: Es war die Dunkelheit. Er vermisste den vertrauten Widerschein der Fackeln, der in den letzten Nächten, von Vorhängen gedämpft, zu ihm hereingedrungen war. Er erschrak bis ins Mark.

Mit aufgerissenen Augen erkannte er nur schwache Schemen. Sie gehörten nicht zum Schlafgemach seines jüngst erbauten Prunkpalasts. Allmählich kam er zu sich und überlegte, wie viele Tage seit seiner Flucht aus den Gärten des Goldenen Hauses vergangen waren. Waren es fünf oder sieben?

Dieser Traum, fragte er sich, was bedeutete er? Die Gruft! War sie sein eigenes Grab? Bei den Göttern, Octavia hatte ihn gewarnt. Er musste fort von hier. Jetzt gleich, nicht erst im Morgengrauen.

Er tastete nach der Kordel über seinem Bett und zog daran. Doch das Läuten des Glöckchens am anderen Ende des Seilzuges schien keiner der Kammersklaven zu hören.

»Verdammtes verschlafenes Pack«, schrie er und zog erneut, dieses Mal kräftiger. Und als sich immer noch nichts regte, zerrte er so heftig daran, dass die Schnur abriss und ihm auf den Kopf fiel.

»Bei den drei Furien.« Wütend schleuderte er die Kordel von sich fort. »Kann man sich auf niemanden mehr verlassen?«

Sein Geschrei war so laut, dass es einen jeden aufgeweckt haben musste. Doch statt einer Antwort heulte nur eine Windbö. Es klang für ihn wie der Leidensgesang der gepeinigten Seelen aus der Unterwelt, und es dünkte ihm, als riefen sie erwartungsvoll seinen Namen.

Da packte ihn die Panik. Er sprang aus dem Bett. Wie man die Öllampen anzündete, wusste er nicht. Er hatte es nie getan. So hastete er im Dunkeln zur Tür und stolperte dabei über seine am Abend achtlos hingeworfene Kleidung. Er stürzte. Den Schmerz, den ihm das Knie verursachte, vergaß er in der Wut auf die Sklaven, welche die Gewänder nicht fortgeräumt hatten.

»Ich schwöre beim heiligen Stein des Jupiter«, schrie er auf Knien. »Ich werde euch auspeitschen lassen.«

Gleich würde er sicher Schritte hören oder das Knallen von Soldatenstiefeln.

Doch abermals regte sich kein Laut.

Da lähmte seine Wut ein furchtbarer Gedanke, der aus seinem flauen Magen in den Kopf hinaufkroch und ihm den Atem stocken ließ.

War er verlassen? Seinen Feinden wehrlos ausgeliefert?

Er raffte sich wieder hoch, riss die Tür auf und erschrak über die Dunkelheit des Korridors. Hilfesuchend schrie er: »Nymphidius Sabinus!«

Mit angehaltenem Atem und böser Ahnung horchte er in die Finsternis. Doch niemand antwortete. Nicht einmal seine alten Gardisten, die Evocati, kamen ihm zu Hilfe.

Es herrschte Stille. Nur der Regen klopfte leise gegen die Fensterscheiben, und der Pulsschlag hämmerte gegen seine Schläfen. Die Kälte kroch ihm unter das Nachthemd, und er

zitterte am ganzen Leib. Seine Blase drückte. Nur mühsam hielt er das Wasser zurück, denn er ahnte seine Todesstunde nahen.

Er dachte an den Senatsbeschluss, den er vor Stunden mit zitternden Händen gelesen hatte. Die Strafe, die ihm der Sekretär für Bittgesuche prophezeite, hatte ihn so tief im Inneren erschüttert, dass ihm das Grauen noch immer in den Knochen steckte. Nackt sollte er an die Furca gefesselt, den Hals zwischen den V-förmigen Gabeln eingeklemmt, mit schweren Ruten bis zum Tode geprügelt werden. Kein Krümmen des Leibes, kein Abwenden des Gesichtes würde das Leiden lindern können.

Diese schrecklichen Gedanken trieben ihn zurück an sein Bett. Er griff nach den beiden Dolchen unter dem Kopfkissen; der mit dem Rubin am Knauf, so beschloss er, sollte sein Schicksal bestimmen. Er prüfte mit dem Zeigefinger die Spitze und mit dem Daumen die Schneide. Dann führte er die Klinge an seinen Hals. Doch der Schmerz, den der gegen die Haut gepresste Stahl verursachte, raubte ihm sogleich den Mut. »Oh, ihr Götter, gebt mir die Kraft zum Sterben.«

War es ein Windstoß, der ihn gestreift hatte, oder ein Hauch aus dem Hades? War es das Singen des Sturmes oder ein göttliches Flüstern, das ihm Einhalt gebot, als wäre der düstere Fährmann Charon noch nicht bereit, ihn über den Fluss Styx ins Totenreich zu führen? War diese Stimme das lang ersehnte Zeichen der Hoffnung? Würden ihm die Götter in höchster Not endlich die verlorene Macht zurückgeben, die er so geliebt und so gefürchtet hatte?

Sein Lebenswille kehrte zurück, gleichzeitig entbrannte erneut die Wut auf jene Generäle, die ihm in den Rücken gefallen waren. Vor vier Monaten hätte es niemand gewagt, sich gegen ihn, den Sohn des vergöttlichten Claudius, zu stellen, über dessen Haupt die Strahlenkrone des Apollo leuchtete und der das Imperium Romanum wie kein Zweiter verkörperte.

Doch jetzt trachtete ihm General Galba, dieser Usurpator aus Hispania, und dessen Gefolgschaft nach dem Leben. Wo waren sie geblieben, die ihm Treue bis in den Tod geschworen hatten? Es war so unfassbar, als wäre es nicht wahr, als wäre es nur einer

der schrecklichen Albträume, der bald wie Morgennebel in der Sonne verfliegen würde.

Doch er wusste, er war schon lange erwacht.

Plötzlich entdeckte er durch den Spalt der halboffenen Tür ein unruhiges Licht. Schritte hallten. Sie kamen näher. Das hörte sich nicht an wie das Klacken von Soldatenstiefeln und auch nicht wie das markante Trotten der Kammersklaven. Wer immer da kommen mochte, er war bereit, mit beiden Dolchen in den Händen sein Leben mutig und entschlossen zu verteidigen.

Nachdem sich die Tür vollständig geöffnet hatte, erkannte er den Freigelassenen Lucius Domitius Phao. Sein Gesicht wurde durch das Licht der Öllampe, die er in der Hand trug, von bizarren Schatten überzogen. Ihn begleitete der Kabinettssekretär Epaphroditus, dessen beleibte Silhouette wie ein großes Gespenst Schatten über die Wände warf.

»Wie können wir dir helfen, Herr?«, fragte Phao fürsorglich.

Er atmete auf, erleichtert, aber noch immer mit weichen Knien. »Ich muss nachdenken, Phao«, flüsterte er mit zitteriger Stimme. »Doch hier bin ich nicht sicher. Hilf mir!«

»Herr«, sprach Phao laut. »Ich kenne eine verlassene Villa, keine vier Meilen von Rom entfernt zwischen der Via Salaria und der Via Nomentana. Dort wird man dich nicht suchen.«

Für diese Loyalität, die er früher so wenig gewürdigt hatte, empfand er in dieser Stunde höchster Gefahr eine umso größere Dankbarkeit. Ihn durchströmte eine lange verschüttete Wärme gegenüber seinen letzten getreuen Männern. Und er hoffte so gleich auf Rettung.

Mit verschlafenen Augen trat auch Sporus hinzu, sein junger vertrauter Eunuche. Er holte aus der Kammer eines geflohenen Sklaven einen ausgefransten Mantel mit Kapuze, damit niemand den Kaiser auf der Flucht erkennen würde.

Sie sprengten auf Pferden durch die Porta Capena, das südliche Stadttor, östlich um Rom herum nach Norden, die Prätorianergarnison an der Via Nomentana meidend. Regen peitschte ihre Gesichter.

Unterwegs begegnete ihnen eine Handvoll berittene Reisende. Einer fragte, ob das Collinische Tor offen sei. Und nachdem Phao geantwortet hatte, erkundigte sich ein anderer, ob der Cäsar noch lebe.

»Er ist bei bester Gesundheit. Warum fragst du so respektlos?«, knurrte ihn Phao an.

»Verzeih, Herr, aber weißt du es denn nicht? Überall wird darüber gesprochen, dass er bald hingerichtet werden soll.« Mit einem Mal zeigte der Mann auf eine Schar Berittener, die sich in der Ferne gegen das Morgengrauen abhob. »Sieh dort die Reiter«, schrie er begeistert. »Vielleicht setzen sie ihm schon nach.«

»Hör nicht auf das Gossengeschwätz.« Dann winkte Phao seinen Weggefährten zu und ritt weiter.

Um nicht erkannt zu werden, hatte Nero die Kapuze tief ins Gesicht gezogen. Jedes Wort des Reisenden hatte ihn wie ein Dolchstoß getroffen. Ihm wurde in einem jähen Erwachen aus eingebildeter Hoffnung bewusst, dass er alles verloren hatte. Der Preis ungeteilter Macht ist die stete Furcht vor ihrem Totalverlust. Diese Angst hatte ihm die Kraft geraubt, die Entmachtung hatte ihn erschöpft. Im Inneren spürte er eine große Leere. Von seinem Herrschaftsanspruch war ihm nur noch eine neblige Erinnerung geblieben und die vage Hoffnung auf die Rettung des nackten Lebens.

Die Angst hatte ihm die Kehle ausgetrocknet. Er befahl anzuhalten und trank das Wasser einer frischen Regenpfütze aus der hohlen Hand. »So sieht also nun mein kaiserliches Eisgetränk aus«, murmelte er voll Selbstmitleid.

Bald waren sie an der verlassen Villa angelangt, die sich als elende Sklavenbehausung entpuppte. Unkraut und Moos wucherten auf den Treppenstufen. Der Wind piffte durch die aufgebrochenen Fenster. Putz bröckelte von den Decken. Die Bodenmosaik war mit Glasscherben, Abfall und Taubenkot übersät und die verblassten Farben an den Wänden von Regenrinnen durchzogen.

Sporus warf eine einfache Decke über eine karge, auf dem

schmutzigen Fußboden liegende Matratze. Die dunkle Melancholie des zerfallenen Gemäuers, der Dreck und die Trostlosigkeit brachen den Rest von Neros Widerstandswillen. Er wollte nicht mehr kämpfen, nicht gegen seine Feinde und nicht um sein Leben.

»Hebt eine Grube aus!«, befahl er leise.

»Eine Grube?« Epaphroditus hob die Schultern. »Wie breit und wie tief?«

»Sie soll mein Grab werden.«

Die Männer schauten ihn wie versteinert an.

»Nun macht schon. Sucht Werkzeug und bringt Holz und Wasser für meine Bestattung herbei.«

War hier der angemessene Platz für seine letzte Ruhestatt? – Oh ja. Diesen Ort fand er eines verschmähten großen Kaisers würdig. Er nahm sich vor, den Getreuen aufzutragen, nach Marmorstücken zu suchen, um damit sein Grab zu schmücken. Es sollte die Zeiten überdauern wie die Ruine der Villa, in einer unvergänglichen Aura einstiger Schönheit und Größe.

Plötzlich kam Sporus zurückgerannt. Er atmete kurz. »Herr, es kommen Reiter.«

»Reiter? Wie viele?«

»Viele, Herr. Man kann sie nur hören. Schnell, Herr!«

Er rannte Sporus hinterher zum östlichen Flügel. Tatsächlich. Durch das geöffnete Fenster hörte er das ferne Trampeln zahlreicher Pferdehufe.

»Herr, rette deine Ehre«, flehte ihn der herbeigeeilte Epaphroditus an. »Man wird dich ergreifen und in Schande töten.«

»Nein. Das sind meine Beschützer. Die treuen Prätorianer lassen mich nicht im Stich.« Nero zitterte am ganzen Leib und sah Epaphroditus voller Verzweiflung an, als könnte er die Bestätigung der aus Todesangst geborenen Worte von dessen Lippen ablesen. Er hatte diesen Augenblick des Sterbens immer verdrängt, und jetzt, wo er gekommen war, spürte er wieder eine große Sehnsucht nach Leben.

Aber Epaphroditus sah ihn nur mitleidig an und reichte ihm stumm den Dolch. Er ignorierte die Geste. Stattdessen blickte er

aus dem Fenster hinaus, sah große ruhelose Schatten aus dem Morgendunst auftauchen und auf ihn zuhalten.

Auf der Fensterbank entdeckte er einen Buchfinken. Diesen zierlichen Vogel, der sich sein Gefieder putzte, beneidete er um das Leben und die Freiheit, in die hinein er mit einem »Pink, Pink« davonflog. Seufzend verdrückte er eine Träne. Ach könnte er sich doch auch mit Flügeln in luftige Höhe schwingen.

»Herr, sie werden gleich hier sein«, drängte Epaphroditus. »Nimm jetzt den Dolch! Sonst ist es zu spät!«

Als er den geschnitzten Knochengriff umklammerte, wusste er, dass sich sein Schicksal erfüllte.

»Du hast recht, Epaphroditus. Es wird Zeit.« Seine Stimme klang jetzt gefasst. Er erinnerte sich an die Lieder, die vom Ruhm ihrer gefallenen Helden berichteten. Der Gedanke, dass die Nachwelt auch über ihn berichten würde, wie furchtlos er den Tod verachtet hatte, gab ihm neuen Mut. Er gefiel sich auf einmal in der Rolle eines Zuschauers, der ein Theaterstück verfolgte, in dem er selbst, von seiner eigenen Tapferkeit gerührt, die Hauptrolle spielte. Da fielen ihm die homerischen Verse ein, die er mit pathetischer Stimme auf Griechisch zitierte: »Donnernd schallt mir zu Ohren der Hufschlag eilender Rosse.« Wie im Drama setzte er den Dolch an seine Kehle. Schmerzerfüllt verzog er das Gesicht. Doch es rann nur wenig Blut an seinem Halse.

Die Hufe dröhnten, die Erde erzitterte, und als die ersten Reiter am Tor ihre Pferde zügelten, wimmerte er, unfähig zum tödlichen Stoß. Flehend sah er Epaphroditus an, der ihm den Dolch mit seinem ganzen Körpergewicht ins Fleisch drückte. Keinen Augenblick zu früh, denn schon stürmte ein Prätorianer ins Zimmer. Als er seinen Kaiser blutend niedergestreckt sah, kniete er nieder und versuchte, mit seinem Mantel die Wunde zu schließen. Er tat es für seinen eigenen Ruhm und den ausgelobten Lohn. Nicht Neros Leben, sondern dessen offizielle Hinrichtung wollte er retten.

Nero ergriff den Arm des Prätorianers. Seine Pupillen zitter-

ten, seine blutbenetzten Lippen bewegten sich: »Zu spät. Welche Treue.«

Nach diesen röchelnden Worten des Irrtums sackte er leblos zur Seite.

2

Römische Provinz Judäa drei Wochen später Ende Juni 68 n. Chr.

Während Galbas Günstlinge in Rom bereits um Ämter stritten, hielt der Feldherr Titus Flavius Vespasianus im Osten des Reiches dem toten Kaiser noch die Treue. Die Nachricht vom Selbstmord Neros war bis in die Wüsten des fernen Judäa noch nicht vorgedrungen, wo er mit drei Legionen und zahlreichen Hilstruppen, insgesamt sechzigtausend Mann, dabei war, den Aufstand der Juden niederzuschlagen. Der Feldzug näherte sich seinem Ende. Eine Festung nach der anderen war bereits gefallen, Galiläa schon besiegt. Während Vespasianus' Hauptstreitmacht unweit von Jerusalem in Jericho stand, belagerte die Legion des Tribunen Lucius Annius die weiter nordöstlich gelegene Stadt Gerasa. Nach deren Fall müsste nur noch Jerusalem erobert werden. Das wäre dann der endgültige Sieg.

Von dem notdürftig gezimmerten Holzpodest aus konnte Lucius Annius das Schlachtfeld vor den Toren der Stadt Gerasa gut überblicken. Die roten Mäntel der Offiziere flatterten im Wind, ihre kammartigen Helmbüschel wogten in grellen Farben, und die silbernen Muskelpanzer blitzten in der Sonne.

Mitten unter ihnen fiel ein Mann auf, der so fehl am Platze wirkte wie eine vestalische Jungfrau in einem Bordell. Sein dunkler Teint und das tiefschwarze Haar verrieten eine orientalische Herkunft. Die Augenlider hatte er halb gesenkt, was ihm bei flüchtiger Betrachtung leicht Verschlagenes verlieh. Dem widersprach jedoch die großgewachsene, hagere, etwas gebeugte Gestalt. Mit beiden Händen umklammerte der Mann eine braune Ledertasche, als fürchtete er ihren Verlust. Er trug eine kurze graue Tunika aus grobem Stoff. Als er die Tasche, die er vor seiner

Brust hielt, ein wenig nach unten senkte, fiel das kleine Bronzemedallion auf.

Das Zeichen der Sklaven.

Es wirkte geradezu absurd und aufreizend, dass ihn die Offiziere auf dem Befehlsstand duldeten. Der Schriftzug auf dem Schildchen »Ich, Catulus, gehöre Titus Flavius Vespasianus« erklärte ihr Schweigen, aber ihre Augen verrieten, was sie von dem Sklaven hielten.

Catulus beachtete nicht die verächtlichen Blicke, die er auf sich zog. Schon bald würde der Kampfverlauf um die Eroberung der Stadt von ihm ablenken, faszinierte doch nichts den Menschen mehr als die Beobachtung eines Todesschauspiels aus sicherer Entfernung. Wenn der Tribun sich nicht irrte, würde die Stadt heute fallen. Catulus fieberte diesem Zeitpunkt entgegen. Es erfüllte ihn mit Stolz und Genugtuung, den Auftrag seines Dominus zu erfüllen, denn er besaß etwas, das wertvoller war als prunkvolle Muskelpanzer, blank polierte Orden und federngeschmückte Helme. Im Gegensatz zu den Offizieren kannte er das Geheimnis seines Dominus, das sich hinter der Stadtmauer verbarg. Nicht einmal der Tribun ahnte die große Tragweite der Mission. Nur ihn allein hatte sein Dominus, der große Feldherr Vespasianus, vollständig ins Vertrauen gezogen.

Vor sechs Tagen war Catulus mit dem Tross der Legion, die durch die vorangegangenen Schlachten auf acht Kohorten dezimiert und durch eine Decurie syrischer Bogenschützen ergänzt worden war, vor den Toren Gerasas angekommen. Er hatte auf eine kampflose Einnahme der Stadt gehofft, die seine Aufgabe begünstigen würde. Aber es war anders gekommen.

Am Abend ihrer Ankunft hatten sie ein Lager aufgeschlagen und befestigt. Am zweiten Tag hatte der Tribun Lucius Annius dann alle Kohorten vor der Stadt aufmarschieren lassen und sein Belagerungsgerät präsentiert. Mit vier schweren Onager-Katapulten und acht Ballisten wollte er die Verteidiger beeindrucken. Er wartete den ganzen Tag, hatte er doch gehofft, der Anblick sei-

ner reichlich viertausend Mann starken Streitmacht würde die Stadt zur Aufgabe bewegen und seinen Legionären den Angriff ersparen. Aber zu Catulus' Enttäuschung ließen sich keine Parlamentäre mit weißen Fahnen blicken.

Am dritten Tag bauten die Zimmerleute aus einem Eichensamm, den sie aus dem Hochland östlich von Philadelphia mitgebracht hatten, und einem bronzenen Widderkopf einen Rammbock. Damit rückten zwei Kohorten gegen die Stadt vor. Der Angriff wurde nur halbherzig geführt, erfüllte aber seinen Zweck, reagierten die Stadtbewohner doch mit Beschuss. Annius zeigte sich davon nicht überrascht. Wie die meisten Städte während dieses Feldzugs war auch Gerasa zur Verteidigung entschlossen. Seine Erstürmung war nun unausweichlich.

Den vierten Tag verbrachte Catulus wie die vorangegangenen mit Müßiggang. Er schaute den Legionären beim Bau der Belagerungstechnik zu und war erstaunt, wie schnell und routiniert sie arbeiteten. Die Sonne war noch nicht untergegangen, da hatten die Zimmerleute einen zweiten Rammbock und einen Belagerungsturm gebaut. Was innerhalb der feindlichen Schussweite lag, schützten sie mit Holzwänden gegen Brandgeschosse, die sie mit Eisenplatten und manchmal auch mit nassen Tierhäuten abdeckten. Neben den Katapulten türmten sie zentnerschwere weiße Felsbrocken auf, die sie mühsam aus der nahe liegenden Umgebung herangekarrt hatten. Sie füllten Tontöpfe mit brennbarem Naphtha oder Bitumen, und die Auxiliare präparierten Abertausende von Brandpfeilen mit Flachs, Pech und Schwefel. Doch trotz der wachsenden Bedrohung schickten die Bewohner noch immer keine Abordnung mit weißen Fahnen nach draußen. Das verschlossene Stadttor blieb unbewegt.

Am fünften Tag befahl Annius den Sturmangriff aller Kohorten. Währenddessen stand sich Catulus auf dem Podest die Beine in den Bauch. In drei Angriffswellen attackierten die Belagerer die Mauern. Dreimal wurden sie zurückgeschlagen. Doch mit jedem Mal nahm der Widerstand der Stadt ab. Die Steinbrocken, Mauerbruchstücke, Säulenteile und Mühlsteine, welche die Ver-

teidiger von der Mauerkrone auf die Rammböcke herunterwarfen, wurden weniger. Und es verging immer mehr Zeit zwischen ihren Pfeilsalven, die ganz offenkundig die Angriffe der Kohorten nicht stoppen und ihnen auch keine nennenswerten Verluste zufügen konnten. Selbst die Beschädigungen der gegen Feuer und Steinschlag schützenden Überdachungen und Wehrdämme der Belagerungsgeräte waren bis zur nächsten Angriffswelle wieder behoben. Hingegen quollen hinter der Stadtbefestigung immer zahlreicher und dicker Rauchsäulen empor, und in einer Mauer war schon eine klaffende Bresche zu sehen. Morgen würde die Stadt fallen, hörte Catulus den Tribun sagen.

Es war sehr früh an diesem sechsten Tag der Belagerung. Den Männern auf dem Holzpodest wehte ein laues Lüftchen um die Nase, noch angenehm kühl, aber doch schon so warm, um von der unbarmherzigen Hitze zu künden, die im Laufe des Tages von der Halbwüste hereinwehen würde. Die Stadtmauer leuchtete im Schein der gerade aufgegangenen Sonne grellweiß. Zahlreiche Narben vom Beschuss der Katapulte hoben sich als bizarre Schatten ab. Die Bresche hatten die Verteidiger in der Nacht geschlossen, aber über der Mauer schwebten noch immer dicke Rauchschwaden.

In Rufweite des Befehlsstandes warteten Standartenträger, Bläser und Meldereiter auf die Befehle des Tribuns. Die Artilleristen hatten die Katapulte gespannt, die Schleuderer ihre Bleikugeln aufgestapelt und die syrischen Auxiliare die Feuer für ihre Brandpfeile entfacht. Die Manipel der Infanterie warteten mit Sturmleitern und einem fahrbaren Belagerungsturm auf das Vorrücken. Nur die Meldung der Syrer fehlte noch. Ungeduldig schaute Annius zu deren Stellung hinüber. Aber da preschte schon ein Reiter heran und schrie: »Bogenschützen bereit.«

Catulus erwartete den Befehl zum Angriff, als plötzlich ein Offizier rief: »Sie wagen einen Ausfall.« Alle Köpfe drehten sich in Richtung Stadttor, wo beide Flügel nach innen schwenkten. Aber anstelle von Soldaten traten Kinder heraus, die sich nervös

umsahen und dann über das steinige Feld stolperten. Einige von ihnen, die bereits älter waren, trugen weinende Kleinkinder auf dem Arm, während die meisten anderen sich mit angstverzerrten Gesichtern gegenseitig bei den Händen fassten. Manch halbwüchsiger Bursche schien mit erhobenem Haupt dem Feind trotzen zu wollen, aber nicht wenige wischten sich verzagt Tränen aus den Augen. Und bei einigen hatte sich im Schambereich auf der Tunika ein dunkler Fleck gebildet.

»Artilleristen, schießt!«, schrie der Tribun.

Catulus erschrak. Warum befahl Annius den Angriff? Die Stadt ergab sich doch. Die Bewohner boten doch ihre Kinder als Geiseln an.

Das Angriffssignal eines Cornu dröhnte durch die Luft. Der röhrende Ton des Kriegshorns hörte sich an wie der lang gedehnte Ruf eines erzürnten Gottes.

Catulus zitterte vor Aufregung. Ein neuerliches Angriffsinferno stand bevor. Die verdrehten Seile der Katapulte ächzten, als sie sich entspannten. Die Wurfarme knallten mit solcher Wucht gegen den Querbalken, dass die Wurfmaschinen am hinteren Ende nach oben wippten wie wildgewordene, mit den Hufen nach hinten ausschlagende Esel. Die Ladungen flogen im hohen Bogen pfeifend durch die Luft. Kurz darauf krachten sie gegen die Wehranlage und ließen Mauersteine herausfliegen. Ein ohrenbetäubender Lärm, der sich mit dem Abschießen der Bolzen von den Ballisten fortsetzte.

Die Artilleristen spannten die Katapulte erneut. In das Knarren der Wurfarme mischte sich das scharfe Zischen der Brandpfeile. Dichte Schwärme flogen in kurzer Abfolge gegen die Stadt und überzogen den Himmel mit Tausenden dünnen Rauchfahnen.

Obwohl die Geschosse über ihre Köpfe hinwegflogen, warfen sich die Kinder zu Boden. Ihre Schreie gingen im marker-schütternden Pfeifen und Donnern unter. Erst als dieser Lärm nachließ, erhoben sie sich. Doch das Schlimmste stand ihnen noch bevor.

»Kohorten vor!«, schrie der Tribun.

Erneut war das röhrende Signal des Cornu zu vernehmen. Die vordersten Zenturien marschierten auf die Kinder zu. Die Befehle der Centurionen hallten weit über die Ebene hinweg, und die Legionäre richteten in der Ferne ihre Schilde aus. Als kurz darauf deren blanke Kurzscherer in der Sonne aufblitzten, rannten die Kinder kreischend in Richtung des Stadttors zurück, das jedoch verschlossen blieb. Wie entsetzlich. Ihr Tod schien unabwendbar.

Obwohl Catulus schon öfter die Gewalt eines römischen Angriffs miterlebt hatte, fuhr ihm dieses Mal ein Schauer über den Rücken. Die Nöte der Kinder weckten Erinnerungen an einen fernen Moment in seiner eigenen Kindheit. In seinem Geiste tauchte das blutige Antlitz seiner Mutter auf, die ihn mit leblosen weiten Pupillen ansah. Er selbst hatte damals Glück gehabt und das Massaker römischer Soldaten überlebt, auch wenn diesem seine Verschleppung und Versklavung gefolgt waren. Ein Vierteljahrhundert war seitdem vergangen. Doch vergessen würde er es nie. So wie einst er selbst, waren die Kinder von Gerasa der Gewalt der Legionäre hilflos ausgeliefert. Sie riefen nach ihren Müttern, deren verzweifelte Schreie, wenngleich kaum hörbar, über die Mauern herüberdrangen. Ihre Klagen erweckten Catulus' Mitleid – ein Gefühl, das ihn beschämte. Er gab sich alle Mühe, seine Gemütslage nach außen hin zu verbergen. Rom war unerbittlich gegenüber seinen Feinden, und Catulus war ein Sklave in Diensten eines römischen Feldherrn, der die Aufständischen mit brutalem Terror strafte. Mitleid galt als Schwäche. Das Zeigen von Schwäche wurde in Rom nicht geduldet. Schwäche war Feigheit. Der Feige verlor das Recht auf Leben. So lautete das unumstößliche Gesetz.

Mitleid durfte sich Catulus nicht leisten. Im Gesicht des Tribuns suchte er vergeblich nach einer Spur von Gnade. Annius' Aufmerksamkeit galt jedoch einzig und allein dem Angriff. Als gäbe es die Kinder nicht, erteilte er seine Befehle, routiniert, sicher und skrupellos, ganz wie ein kampferprobter römischer Kommandant.

Das schreckliche Szenario der Gewalt, die Schreie der Verletzten und Sterbenden, endete zwei Stunden später mit dem Fall der Stadt. Ein berittener Melder überbrachte die Nachricht.

Der Tribun schaute jetzt zu Catulus herüber. »Es wird Zeit. Wir wollen uns nun den Galiläer holen«, sagte er lächelnd und winkte dem Sklaven zu, ihm zu folgen.

Jetzt kam es darauf an, den unangenehmen Auftrag seines Dominus zu erfüllen. Der Tribun trabte langsam auf einem Brauenen voran. Eine Eskorte folgte ihm zu Fuß. Catulus kam kaum hinterher. Er schnappte tief nach Luft. Die Tasche unter seinem Arm behinderte ihn. Durch das weiche Schweinsleder hindurch spürte er den festen Widerstand eines Wachskopfes, der schmerzhaft gegen seine Rippen drückte.

Als sie sich dem Stadttor näherten, stieß Catulus auf die zierlichen Körper der Kinder, die leblos in ihrem Blut lagen. Doch für Trauer blieb ihm keine Zeit. Seine Gedanken galten jetzt nur noch der Mission. Zu viel hing von deren Erfolg ab. Die Meldung über den Sieg würde Vespasianus zwar lobend entgegennehmen, doch noch mehr erwartete er die Nachricht vom Tod des Galiläers. Für dessen Ermordung musste Catulus sorgen, der hoffte, eines Tages für seine Treue und Zuverlässigkeit mit der Freilassung belohnt zu werden.

Der heftigste Kampf hatte hinter dem Tor stattgefunden. Dort kam Catulus nur beschwerlich voran. Er konnte es nicht vermeiden, auf Leichen zu treten. Widerstrebend und angeekelt balancierte er über blutige Leiber und watete durch Blutlachen. Brechreiz ließ ihn würgen. Nur mühsam konnte er ihn unterdrücken.

Ein schweißtriefender Centurio, von dessen zertrümmerter Nase ein getrocknetes Blutrinnsal bis zum Kinn herabließ, nahm sie in Empfang.

»Habt ihr ihn?«, fragte Annius.

»Ja, Tribun. Er wird von meinen besten Leuten bewacht«, näselte der Centurio.

Catulus atmete auf und versprach Minerva, ihr zum Dank

sechs Tauben zu opfern. Seine Aufgabe bestand darin, den Galiläer zu identifizieren. Deshalb hatte ihn sein Dominus hierhergeschickt. Vorher durfte der Gefangene nicht hingerichtet werden, könnte doch der Tod sein Gesicht entstellen. Eine Verwechslung durfte nicht passieren. Um diese zu vermeiden, war der Wachsabdruck in der Tasche bestimmt, der dem Zwilling Bruder des Gefangenen bis aufs Haar ähnelte. Den Abdruck brauchte Catulus aber eigentlich nicht, denn er besaß ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Wenn es sich bei dem Gefangenen, wie vermutet, um den Gesuchten handelte, würde er den Galiläer ganz sicher wiedererkennen.

Catulus dachte an das Ritual zurück, das wenige Tage zuvor von seinem Dominus durchgeführt worden war und bei dem die Geschwister eine tragische Rolle gespielt hatten. Der Mann, den sie jetzt suchten, war von den Füßen bis zur Hüfte gelähmt. Niemand in seinem Dorf ahnte, dass er noch einen gesunden Zwilling Bruder hatte. Die Brüder waren seit frühester Jugend an zerstritten gewesen. Sie pflegten nicht den geringsten Kontakt zueinander und lebten in weit voneinander entfernten Orten.

Für die zahlreichen Wunderheiler, die durch das Land zogen, waren solche Geschwisterpaare ideale Akteure. Sie täuschten mit ihnen das leichtgläubige Publikum und »heilten« den gesunden Zwilling in einem religiösen Akt. Verbrachten ein Wunder. Der Lahme spürte wieder die Kraft in seinen Gliedern, der Blinde gewann sein Augenlicht zurück. Der Traum von reicher Entlohnung für ihren Betrug erfüllte sich jedoch für die derart Missbrauchten nie. Ihr Geheimnis nahmen sie alle mit ins Grab, denn ein Wunder hat nur Bestand, solange niemand die Wirklichkeit kennt. Warum allerdings sein Dominus zum Wunderheiler geworden war, hatte sich Catulus zunächst nicht erklären können.

Die Ermordung des gesunden Galiläers hatte Catulus miterlebt. Der verkrüppelte Bruder war hingegen seinem Schicksal entgangen, da er einer Schurkengruppe in die Hände gefallen

war, die von den dubiosen Geschäften der Heiler auch einen Anteil abhaben wollte. Manchmal gelang es auf diese Weise, einen der Akteure zu entführen, um ihn gegen ein Lösegeld wieder freizulassen. Sie hatten wohl nicht gewusst, auf wen sie sich einließen, als sie Vespasianus' Galiläer als Geisel nahmen. Sonst hätten sie es gewiss nicht getan. Als ihnen Vespasianus' Häscher schon dicht auf den Fersen waren, hatten sie im letzten Augenblick nach Gerasa fliehen können, wo sie auf das Überleben der Stadt gehofft hatten.

Vespasianus hatte sich über die Entführung außerordentlich besorgt gezeigt. Solange der Galiläer noch lebe, hatte er Catulus anvertraut, sei er in großer Lebensgefahr. Der Betrug dürfe auf gar keinen Fall aufgedeckt werden, hatte er ihm eingeschärft, sonst sei dies sein Ende. Der Senat würde ihm den Prozess machen. Er wäre erst wieder sicher, wenn der Galiläer tot sei, wofür er, Catulus, mithilfe des Tribuns Annius sorgen solle.

Catulus hätte gern gewusst, warum sein Dominus solche riskanten Täuschungen nötig hatte. Doch Catulus war ein Sklave. Trotz des vertrauten Verhältnisses zu seinem Dominus stand es ihm nicht zu, dieserart Fragen zu stellen. Aber da er einen hellen Verstand besaß, kam er bald selbst hinter die Beweggründe für diese Rituale.

Es hatte sich bis nach Judäa herumgesprochen, dass Kaiser Neros Herrschaft kriselte und diesem zahlreiche Heerführer in den letzten Monaten die Gefolgschaft aufgekündigt hatten. General Galba wurde von seiner Legion am anderen Ende des Reiches sogar bereits zum Gegenkaiser ausgerufen. In Carthago Nova, so hieß es, wartete er auf Neros Sturz.

Da Catulus auf den Feldzügen seines Dominus sehr viel Zeit unter den Militärs verbracht hatte, schnappte er so manches Wort aus ihren Gesprächen auf. So soll Nero deshalb in eine gefährliche Lage geraten sein, weil er keinen Erben bestimmt hatte. Durch seinen Sturz, der unmittelbar seinen Tod nach sich zöge, würde auch das Kaiseramt vakant werden, worin die Generäle eine große Gefahr für den römischen Staat sahen. Als einmal sein

Dominus nicht anwesend war und sie anfangen, über dessen Rolle im Machtkampf zu sprechen, hatte einer den Finger auf den Mund gelegt und dabei Stillschweigen gebietend mit den Augen auf Catulus gedeutet. Aber manchmal, wenn sie nicht aufpassten, rutschte doch heraus, dass sie gern ihren Feldherrn an der Spitze des römischen Staates sehen wollten. Immerhin gaben sie zu bedenken, dass Galba nicht alle Heerführer der mehr als dreißig Legionen auf seine Seite gezogen hatte. Und einer davon war sein Dominus, von dem Catulus wusste, dass er von vielen Legionen des Imperiums geliebt wurde.

Sollte Vespasianus eigene Ambitionen auf das Kaiseramt verfolgen?

Der Gedanke reizte Catulus, und die Wunderheilungen erschienen ihm plötzlich in einem ganz anderen Licht. Wollte sein Dominus mit den Ritualen den Eindruck erwecken, er könne auf die Gunst der Götter zählen? Diese Überlegung war nicht abwegig. Für einen Kaiser war dies sogar von existenzieller Bedeutung. Ohne göttliches Zeugnis besäße er nicht das uneingeschränkte Vertrauen des Volkes, was sehr gefährlich wäre. Jede verlorene Schlacht, jede Katastrophe könnte ihm zum Verhängnis werden. Innere Feinde hätten keine Mühe, das einfältige Volk gegen ihn aufzuwiegeln. Ein bewährtes Mittel, die aufgebrachte Masse zu besänftigen, war es schon immer, einen Schuldigen zu finden, der für Seuche, Tod und Hunger die Verantwortung trug. Wer eignete sich für diese Rolle besser als ein Kaiser? Deshalb erforderte dessen Amt den göttlichen Nimbus und, damit verbunden, einen entsprechenden Kaiserkult. Wie anders sollte sein Dominus eine eigene göttliche Aura herstellen als durch solche Riten? Von niederer Herkunft, als Sohn eines Ritters geboren, konnte sein Dominus nicht die göttliche Abstammung beanspruchen, wie dies die Kaiser der julisch-claudischen Dynastie taten, deren Nimbus der Wahrheit genauso wenig standhielt wie der, den er selbst anstrebte. Ja, der Nebel vor Catulus' Augen lichtete sich. Die Wunderheilungen ergaben einen Sinn. Diese Erkenntnis begeisterte ihn. Welche Verheißun-

gen hielte dies doch für ihn selbst bereit, sollte sein Dominus einmal Cäsar werden!

Ihm fiel Narcissus ein, der einst unter Kaiser Claudius erst vom Sklaven zum Freien und danach zu einem mächtigen kaiserlichen Sekretär aufgestiegen war. Er hatte diesen Mann, der mit seinem Dominus befreundet war, einmal kennenlernen dürfen. Dessen geistiger Scharfsinn, charismatische Persönlichkeit und große Machtfülle hatten ihn damals fasziniert. Sein Dominus verdankte ihm viel. Ohne dessen Hilfe hätte er keine bedeutende Kommandos erhalten, die ihm den Aufstieg vom niederen Ritterstand in den Senat ermöglichten. So aufzusteigen wie einst Narcissus, das wollte Catulus auch. Seit ihrer ersten Begegnung war er diesen Traum nicht mehr losgeworden.

Der Centurio mit der zertrümmerten Nase lief ihrem Trupp voran. Überall auf den Straßen lagen leblose Leiber herum, von Männern, Frauen und Kindern, und dazwischen Kadaver von Schweinen, Ziegen und Hunden. Die meisten menschlichen Überreste gehörten Zivilisten. Sie lagen durcheinander und manchmal übereinander, sodass der Centurio gezwungen war, in eine andere Gasse auszuweichen. Das Pflaster war stellenweise so stark mit Blut besudelt, dass die Legionäre aufgrund der Stahlnägel an ihren Sohlen ausrutschten. Auch Catulus musste sich auf dem glitschigen Boden vorsehen. Unter den Gefallenen entdeckte er einzelne römische Soldaten. Um sie würde man sich später kümmern. Momentan beachtete sie niemand, denn es gab nur ein Interesse, das die Legionäre jetzt antrieb: die Gier nach Beute. Und so zerrten die Soldaten junge Schönheiten und Kinder, die überlebt hatten, gefesselt aus ihren Behausungen heraus, um sie den Sklavenhändlern zu verkaufen, die im sicheren Abstand vom Kampfgetümmel auf ihre Geschäfte warteten.

Aus vielen Häusern loderten Flammen, und schwarzer Rauch trieb Catulus die Tränen in die Augen. Ein Reizhusten peinigte ihn, und die Soldaten fluchten. Es stank penetrant nach verbranntem Menschenfleisch, wie bei einer Einäscherung auf einem Friedhof.

Als die Sicht wieder klar wurde, nahm Catulus erschreckt das hektische Treiben der Legionäre wahr, die junge Männer aus Verstecken herauszerrten, deren Flehen um Schonung ignorierten und ihnen die Köpfe abschlugen; auch Greise verschonten sie in ihrem Bluttausch nicht. Bevor sie einen Stadtbewohner umbrachten, zerschmetterten sie ihm manchmal die Knochen, damit er die Verstecke seiner Habseligkeiten verrät. Und wenn sie nichts von Wert besaßen, erging es ihnen noch schlechter. Einem Mann in mittlerem Alter schlugen sie eine Hand ab. An anderer Stelle schrie sich ein Greis verzweifelt das Herz aus dem Leib. Catulus musste zusehen, wie ein Legionär einer betagten Frau einen Dolch ins Auge rammt. Befehlendes Brüllen, Schmerzensschreie und Wehklagen erfüllten ohne Unterlass die Luft.

In ihrem Eifer nahmen sich die Eroberer kaum Zeit zum Gruß an ihren höchsten Befehlshaber. Der Tribun tolerierte die Beutegier seiner Soldaten. In dieser Stunde konnte er wenig Gehorsam erwarten, dafür umso mehr Autorität verlieren. Die Situation hatte etwas Anarchistisches an sich. Catulus fürchtete, dass man ihn wegen seiner Kleidung mit einem Stadtbewohner verwechseln und töten könnte, weshalb er sich in die Nähe des Tribuns drängte, in den Schutz seiner Eskorte. Er war froh, als sie die engen, gefährlichen Gassen verließen und das weitläufige sichere Forum überquerten, das eine ungewöhnliche ovale Form aufwies.

Endlich waren sie am Ziel angekommen. Der Centurio zeigte auf eine Stadtvilla, deren großes Tor weit offen stand. Auf der Stirn des Tribuns fiel Catulus eine Sorgenfalte auf. Annius hatte wohl kein ungesichertes Gebäude erwartet. Catulus fand den Umstand ebenfalls merkwürdig und ahnte nichts Gutes.

Unmittelbar nach Betreten des Atriums, des ersten Raumes hinter der Pforte mit dem zentralen Regenauffangbecken, erblickten sie einen toten Legionär. Er lag rücklings im Wasser des Impluviums. Und er war nicht der einzige Tote. Wo sie auch hinkamen, jedes Mal stießen sie auf neue Leichen. Umgeworfene Möbel, in Scherben liegende Vasen, Blutspuren an den Wänden

und starke Wunden bei den Gefallenen deuteten auf einen heftigen Kampf hin. Dem Centurio klappte der Unterkiefer nach unten.

»Was soll das bedeuten?«, fragte Annius.

»Ich kann es nicht erklären«, erwiderte der Centurio und führte den Tribun ins Triclinium, den Raum, in dem die Hausbewohner gewöhnlich speisten. »Hier hatten wir den Krüppel gefangen gehalten.«

In dem Zimmer war nur noch ein alter Mann zu finden, der zitternd in einer Wandecke auf einer Kline kauerte, auf der sonst die Bewohner beim Speisen lagen. Vom gesuchten Galiläer keine Spur.

»Und wo ist er jetzt?«, brüllte der Tribun.

Der Centurio zuckte erneut mit den Achseln. »Als ich zu dir aufgebrochen war, wurde er genau hier von meinen Leuten gefangen gehalten.« Ungläubig schaute er auf seine toten Kameraden.

Seine aufgeblähten Nasenflügel und die zusammengepressten Lippen verrieten, dass der Tribun vor Wut kochte. Sein Blick fiel auf den alten dünnen Mann. Er war der einzige überlebende Bewohner des Hauses. Der Tribun packte den Alten und schüttelte ihn derartig, dass Catulus schon befürchtete, er könnte ihn in höchster Erregung gegen die Wand schmettern. »Wo ist der Galiläer, wo ist der Krüppel?«

Der Alte stotterte etwas auf Aramäisch, in einem rohen galiläischen Dialekt, den der Tribun nicht verstand.

»Sprich verständlich! Du Hund.« Der aufgebrachte Tribun schüttelte ihn erneut heftig. Der Alte war der Ohnmacht nahe.

»Warte!«, schrie Catulus. »Ich kann ihn verstehen.«

Catulus war in Antiochia aufgewachsen. Sein Vater stammte aus Syria, seine Mutter aus Galiläa. Die Dialekte der Region waren ihm vertraut. Er übersetzte: »Der Alte behauptet, römische Soldaten hätten den Gefangenen mitgenommen.«

»Bist du sicher? Waren das wirklich seine Worte?«

Catulus fragte den Alten noch einmal eindringlich auf Aramäisch. Der nickte immer wieder und gab Antwort. Aus seinem

Gesicht war die Furcht gewichen. Er hatte wohl zu Catulus ein wenig Vertrauen gefasst, weil dieser seine Sprache verstand.

»Er bleibt dabei. Andere römische Soldaten seien plötzlich aufgetaucht und hätten die Bewacher getötet. Danach hätten sie den Gefangenen weggebracht. Wohin, wisse er nicht.«

Der Alte hatte ihn anscheinend verstanden, obwohl Catulus Latein sprach, denn er nickte mehrmals.

»Es waren römische Legionäre?« Das Gesicht des Tribuns erstarrte wie zu Stein. Dann wanderte sein Blick zum Centurio, und er wiederholte vorwurfsvoll: »Römische Legionäre?«

Der Tribun hatte den alten Mann noch immer fest im Griff, der bei den harschen Worten wieder am ganzen Leib zitterte.

Der Centurio zuckte abermals ratlos die Schultern.

»Wer zum Hades war das?« Der Tribun ließ den Alten endlich los, der sich sofort wieder in der Ecke verkroch, wo er sich, die Arme schützend um den Kopf geschlungen, zusammenkrümmte.

»Auf jeden Fall waren es Elitekämpfer«, rechtfertigte sich der Centurio. »Hier liegen meine besten Männer. Alle waren kampferprobt und nicht leicht zu besiegen.«

»Du hättest den Galiläer besser bewachen müssen«, schrie ihn Annius an.

»Tribun, meine Männer hatten den Befehl, den Galiläer gegen Übergriffe unserer eigenen Leute zu schützen. Sie müssen überrascht worden sein. Diejenigen, die sie umgebracht haben, gehörten ganz gewiss nicht zu uns.«

»Fremde Söldner? – Centurio! Wie kommen fremde Söldner unter deine Leute?«

Während Annius mit dem Centurio stritt, zerbrach sich Catulus den Kopf über den Alten. »Tribun!«, rief er plötzlich. »Warum haben sie ihn leben lassen?« Catulus hatte einen klaren Gedanken gefasst.

»Wen meinst du?«, fragte der Tribun. Die beiden Offiziere schauten Catulus gebannt an.

»Den Alten. Warum haben sie ihn nicht umgebracht wie die anderen?«, fragte Catulus, nun wieder ruhig. »Sie haben alle nie-

dergemacht. Warum nicht ihn, der alles bezeugen kann?« Catulus musterte den Alten genauer. Ihm fiel plötzlich auf, dass dieser, kaum sichtbar, etwas in der Hand hielt; irgendein grauer Fetzen schimmerte hervor.

Catulus ging nah an ihn heran. »Was hast du da? Zeig es mir!«

Die Finger des Alten lösten sich, und seine Augen richteten sich teilnahmslos auf einen zusammengefalteten Papyrus. Er hatte ihn die ganze Zeit krampfhaft umklammert.

Catulus nahm den Papyrus an sich, entfaltete ihn und las laut vor: »Viva Cäsar. Viva Galba.« Als er den Siegelabdruck erblickte, stockte ihm der Atem. Er kannte ihn aus der Korrespondenz seines Dominus.

»Was bedeutet das?«, fragte der Tribun.

»Es bedeutet, dass Galbas Leute den Galiläer verschleppt haben.« Catulus' klarer Verstand signalisierte ihm sofort den Zusammenhang. Natürlich! Galba fürchtete Vespasianus als Gegenspieler im Machtkampf um das Kaiseramt. Galba musste von den Wunderheilungen Vespasianus' gehört haben. Mit dem Krüppel konnte er die illegalen Machenschaften seines Dominus beweisen und ihn ausschalten. Deshalb war der Alte am Leben gelassen worden, damit sie erfahren sollten, was geschehen war. Galba wusste, dass er nicht der Einzige war, der von lokalen Legionen zum Kaiser ausgerufen werden konnte. Er war ein ernst zu nehmender Usurpator, der nichts dem Zufall überließ. Wenn sich der Galiläer tatsächlich in seiner Hand befände, und danach sah es aus, wäre das Leben Vespasianus' auf das Höchste bedroht. Das Scheitern der Mission war von größerer Tragweite als bisher angenommen. Catulus fürchtete deshalb den Zorn seines Herrn.

»Galbas Leute haben den Galiläer entführt«, schleuderte er dem Tribun entgegen. »Mein Dominus wird nicht erfreut darüber sein, dass du ihn nicht ergreifen konntest und damit sein Leben gefährdest.«

Wäre Catulus nicht der Sklave des Feldherrn gewesen, so hätte ihn der Tribun für diese Respektlosigkeit wohl auf der Stel-

le erschlagen. Offensichtlich hatte er aber die Tragweite seines Versagens erkannt, denn er schrie den Centurio an, den er als Schuldigen ausgemacht hatte: »Steh hier nicht herum! Schick alle Reiter, die du auftreiben kannst, in die Ausfallstraßen! Sie sollen jedes Haus durchsuchen und jeden Stein umdrehen! Die Häfen sollen sie überwachen, alle Wegstrecken sperren! Legionäre, die mit einem Krüppel unterwegs sind, müssen doch auffallen. Bete zu den Göttern, dass er gefunden wird!«

»Jawohl!« Der Centurio salutierte. In seinem Gesicht war blankes Entsetzen zu lesen. Er hatte anscheinend begriffen, dass etwas Wichtiges für den Feldherrn auf dem Spiel stand, das ihm, sollte er versagen, den Kopf kosten könnte. Er wollte schon durch die Tür treten, als ihm Catulus eindringlich hinterherrief: »Wir brauchen ihn aber lebend!«

Der Centurio, tief ins Mark getroffen, salutierte ebenfalls vor Catulus. Sich augenblicklich der peinlichen Geste bewusst, wandte er sich mit wütendem Blick an den Tribun, mit dem Kopf auf den Altenweisend. »... und was wird mit dem da?«

»Tötet ihn!« Annius strich in einer sinnbildlichen Geste mit der Handkante quer über seinen Hals. »Er darf niemand anderem von diesem Vorfall berichten.«

Der Alte schrie auf und drückte sich noch enger in die Ecke.

Doch auf ein Nicken des Centurios hin packte einer von dessen Männern den Alten am Haarschopf und schnitt ihm mit einem kurzen Schwertstreich die Kehle durch. Ein Blutschwall trat pulsierend aus der klaffenden Halswunde und ließ augenblicklich das Jammern ersterben. Der alte Mann sackte schlaff zu Boden.

Der Centurio spitzte die Lippen und atmete tief durch. Man sah ihm an, wie wichtig diese Machtdemonstration für die Wiederherstellung seiner verletzten Ehre gewesen war. Eilig verließ er den Raum.

Catulus sah den Alten mit aufgerissenen starren Augen am Boden liegen. Aus dem Hals des Mannes rann Blut. Eine rote Lache vergrößerte sich, und ein ekelregender Geruch fuhr dem Sklaven in die Nase.

Er hasste den Krieg und den Tod.

Kaum hatte Catulus den Papyrus in seiner Tasche verstaut, durchzuckte ihn ein schrecklicher Gedanke. Die Entführung des Galiläers war nicht nur für seinen Dominus gefährlich, sondern auch für ihn selbst. Eine vorgetäuschte Wunderheilung war kein einfaches Betrugsdelikt, sondern Hochverrat am Kaiser, die Strafe dafür der Tod. Als persönlicher Sklave gäbe es dann auch für ihn keine Überlebenshoffnung. Während er zu dem Alten hinsah, aus dessen großer Schnittwunde noch immer Blut sickerte, griff er sich selbst geängstigt an die eigene Kehle.

Catulus glaubte nicht an die Ergreifung des Galiläers. Wer immer diese Entführung organisiert hatte, hatte sie wohldurchdacht. Er war überzeugt, sie würden für eine erfolgreiche Flucht gesorgt haben, sodass mit ihrer Entdeckung nicht zu rechnen wäre. Es war der günstigste Zeitpunkt gewesen, den Galiläer aus der belagerten Stadt zu verschleppen, dieser Augenblick des Beutemachens, in dem keine klare Befehlsgewalt herrschte, sondern in dem es nur Legionäre gab, die glücklich die Schlacht überlebt hatten und die nun ihren Lohn einforderten, indem sie sich beim Plündern schadlos hielten. Selbst der Tribun musste das so hinnehmen, denn die Aussicht auf Beute war die Triebkraft für ihren Mut, das Ertragen von Demütigungen und die Einhaltung der Disziplin. Alle diese Eigenschaften würden sie sehr schnell wieder zurückerlangen, aber nicht in diesem Augenblick, der für die Ergreifung des Galiläers und für Catulus' Leben so wichtig war.